



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

Rede

der Bundesministerin für Bildung und Forschung

Dr. Annette Schavan, MdB,

anlässlich

der Immatrikulationsfeier

der Humboldt-Universität zu Berlin

am 16. Oktober 2006

in Berlin

Es gilt das gesprochene Wort!

Sehr verehrter Herr Präsident Marksches,
verehrtes Kollegium der Humboldt Universität,
liebe Studierende,
meine sehr verehrten Damen und Herren,

I.

Eine Feier wie die heutige lässt natürlich Erinnerungen an die eigene Studienzeit und an die eigene Studienfächerwahl wach werden. Meine Studienfächer Theologie, Philosophie und Erziehungswissenschaften galten schon damals, vor 30 Jahren, als nicht gerade zukunftsfähig. Ich sage das an die Adresse all jener, denen man vielleicht in diesen Tagen sagt: Die Fächer, die Du da gewählt hast, sind nicht richtig à jour. Heute ist eigentlich anderes dran.

Jura, Medizin, Ökonomie, Ingenieurwissenschaften – damit sind, wie damals auch, klare Berufsbilder und Berufsfelder verbunden. Eine so intensive und ausschließlich geisteswissenschaftliche Fächerkombination wie die meine, galt eher als ein Abenteuer. Jedenfalls war sie ein großes Risiko, wenn man sie auf die Länge einer Biografie betrachtete. Erschwerend kam hinzu, dass es für eine Frau in der katholischen Kirche bekanntlich kein Amt gibt. Also war auch diese Perspektive ausgeschlossen.

Ein Studium zu beginnen und damit die wichtige Entscheidung zu treffen, in welche Fakultät oder in welchen Fachbereich man gehen wird, ist eine sehr persönliche Entscheidung. Eine Entscheidung, die von einer beginnenden Begeisterung geprägt sein muss, zumindest aber von ausgeprägter Neugierde. Diese Entscheidung kann nicht allein davon abhängig sein, ob sich damit eine Stelle in einem Unternehmen, im öffentlichen Dienst oder wo auch immer verbinden lässt.

Auch in den 70er Jahren herrschte Unklarheit über Einstellungschancen. Auch damals war von Unterfinanzierung der Hochschulen die Rede. Der Anteil der Studierenden an einem Jahrgang hatte sich von damals an gesehen in den letzten zehn Jahren deutlich erhöht, mit allen Fragen die damals wie heute gestellt wurden. Am Ende der 70er Jahre gab es eine ungewöhnlich geringe Quote bei der Einstellung in den öffentlichen Dienst. Auch damals wurde schon von Stellenabbau gesprochen. Das sind Debatten an die sich viele von uns in jedem Jahrzehnt erinnern, die aber nicht wirklich die Stimmung eines Studierenden und die Erfahrungen der Studierenden im Studium prägen.

Prägend für diese Zeit sind vor allem Begegnungen. Die Begegnungen mit den Professorinnen und Professoren, Begegnungen mit Ideen und Gedanken, Begegnung mit

Menschen, die selbst begeistert waren von ihrem Fach, die ihre Begeisterung weitergeben können und die Interesse an den Studierenden haben.

Die besten Strukturen, die tollsten Investitionen, alles was wir uns auf dem Papier ausdenken können, ersetzt nicht diese zentrale Schlüsselerfahrung eines Studiums. Irgendwann kommt die Begegnung, aus der heraus sich die Erfahrung mit dem eigenen Fach noch einmal besonders erschließt.

Deshalb wünsche ich allen, die mit diesem Semester ihr Studium beginnen, dass sich für sie im Laufe dieses Studiums Perspektiven eröffnen, die über die Frage des Berufes hinaus gehen, es Ihnen aber mit den neuen Horizonten, die sich für Sie eröffnet haben, möglich wird, Ihren beruflichen Weg zu gehen.

II.

Meine Damen und Herren,

ausgehend von dieser persönlichen Erfahrung möchte ich die Frage nach der Zukunft der Geisteswissenschaften stellen. Darüber wurde in den vergangenen Jahren viel diskutiert. Seit 15 Jahren liegen Gutachten vor, in denen Weiterentwicklungsbedarf diagnostiziert wird. Für die Zukunft gilt: Je moderner die moderne Welt wird, umso notwendiger sind die Geistes- und die Kulturwissenschaften – und das aus vielen Gründen.

Die Geisteswissenschaften erschließen uns das kulturelle Gedächtnis der Gesellschaft, in der wir leben. Wem das kulturelle Gedächtnis nicht mehr bewusst ist, der wird sich über kurz oder lang in einer Gesellschaft vorfinden, die nicht mehr weiß, was ihr wichtig ist, wohin sie sich entwickeln wird, woher sie kommt, welches ihre Werte sind, auf welcher Grundlage Entscheidungen im öffentlichen und im politischen Leben getroffen werden.

Geistes- und Kulturwissenschaften sind Voraussetzung für die Kompetenz im interkulturellen Dialog. Wenn es je eine Zeit gegeben hat, in der die Bedeutung dieser Kompetenz im europäischen und im internationalen Kontext besonders gefragt war, dann ist es unsere Zeit, in der in fast jeder Festrede an irgendeiner Stelle das Wort „Globalisierung“ vorkommt.

Globalisierung meint nicht, dass einzig Geld um die Welt kreist und Märkte neu entstehen. Globalisierung meint auch, dass, wer in dieser Welt unterwegs ist und Geschäfte machen will, dies nur erfolgreich machen wird, wenn er die jeweilige Kultur kennt, in der er sich gerade aufhält. Interkulturelle Kompetenz ist zentral bedeutsam in Zeiten der Globalisierung. Sie lässt sich nicht allein aus dem Reiseführer erschließen.

Damit umzugehen, Dialog zu ermöglichen, dieses so genannte und oft beschriebene „Globale Dorf“ sich wirklich entwickeln zu lassen zu einer von Vielfalt und Dialogfähigkeit geprägten Welt, das ist die Aufgabe jetziger und künftiger Generationen. Was uns in den nächsten Jahren beschäftigen muss und wofür wir Strukturen und wofür wir jetzt auch ganz konkrete Entscheidungen brauchen, sind die so genannten „kleinen Fächer“ – die Ägyptologie, die Indologie, die Orientalistik etwa. Wir nennen diese Fächer zwar „klein“, sie haben aber riesige Inhalte zum Gegenstand, die sich mit Subkontinenten oder gar mit Kontinenten beschäftigen.

Die Profilierung von Universität darf nicht den Abbau von kultureller und interkultureller Kompetenz bedeuten. Deshalb werden wir schon im nächsten Jahr hierzu Vorschläge machen, um das, was an Kompetenzen an unseren großen Universitäten vorhanden ist, auch für künftige Generationen nutzen zu können.

Die Geisteswissenschaften reflektieren Kriterien und Maßstäbe zur Bewertung von Modernisierungsprozessen. Sie sind nicht schlichte Kommentatoren der Naturwissenschaften, der Medizin oder der Technik. Geisteswissenschaften sind zwingend notwendige Partner im Dialog mit den Naturwissenschaften und der Medizin.

Kulturelles Gedächtnis, interkulturelle Kompetenz, Bewertung und Beschreibung dessen, was mit Modernisierungsprozessen verbunden ist, das sind drei der zentralen Inhalte der Geisteswissenschaften am Beginn des 21. Jahrhunderts. Deshalb freue ich mich darauf, dass wir im nächsten Jahr das Wissenschaftsjahr der Geisteswissenschaften haben. Es wird nicht nur dazu dienen, die Geisteswissenschaften öffentlich präsent zu machen, Beginnend mit dem Jahr der Geisteswissenschaften wollen wir einen erheblichen Teil dessen umsetzen, was im Gutachten des Wissenschaftsrates beschrieben wird.

Wir brauchen jetzt bei den Geisteswissenschaften Signale wie wir sie in anderen Wissenschaften schon gesetzt haben – im Zusammenhang mit der Hightech-Strategie, im Zusammenhang mit der Exzellenzinitiative. Ich möchte, dass bei den Geisteswissenschaften ein neues Kapitel in der Wissenschaftspolitik in Deutschland eröffnet wird.

III.

Meine Damen und Herren,

das Ideal der Einheit der Wissenschaften zu pflegen, heißt heute auch, den Beitrag aller Fachbereiche zum Ganzen der ‚universitas‘ anzuerkennen. Das war die Grundidee der Universität. Deshalb geht es bei der Profilierung einer Universität in der Kontinuität dieses

Gedankens dann auch darum, dass dazu alle ihren Beitrag leisten können und nicht immer noch mehr ausgeschlossen werden. Der Begriff der Leitwissenschaft hat unbewusst dazu beigetragen, bei aller notwendigen Konzentration hier und da aus dem Blick zu verlieren, welche Partner für den universitären Dialog notwendig sind.

Deshalb ermutige ich alle, die heute ihr Studium beginnen: Lassen Sie sich in allen Fächern von den neuen Welten begeistern, die sich Ihnen erschließen, lassen Sie sich begeistern von der Disputation über Positionen und Erklärungen. Erkenntnis und Weiterentwicklung gibt es in der Regel nicht im Zustand der Harmonie. Dazu gehört das Ringen, dazu gehört die Disputation. Das ist in der Wissenschaft genauso wie in der Politik.

Ein Studium eröffnet vermutlich wie kaum eine andere Zeit im Lebenslauf die Chance, der eigenen Neugierde freien Lauf zu lassen, sie nicht immer schon konzentrieren zu müssen auf diesen oder jenen Gegenstand, sich zu beschäftigen mit bislang Unbekanntem, bislang Unverstandenes verstehen zu können.

Was für die Forschung gilt, gilt auch für die Lehre. Exzellente Forschung und die Bewertung der Forschung einzig ausgerichtet am Kriterium wissenschaftlicher Exzellenz ist auch der richtige Weg für exzellente Lehre. Natürlich werden viele aus dem Kreis der Wissenschaft sagen, der Satz stimme erst dann, wenn wirklich Zeit für die Forschung bleibt. Deshalb ist es richtig, dass wir im Blick auf die Strukturen der Forschungsförderung etwas tun müssen. Auch die Politik muss im Dialog mit der Wissenschaft überlegen, was es denn bedeutet, wenn mehr Studierende an eine Hochschule drängen, und dass das, was damit für die Hochschule auch an Aufgaben entsteht, nicht ignoriert werden kann.

Exzellente Wissenschaftler wissen, dass Lehre und Forschung auch deshalb eine Einheit bilden müssen, weil Studierende anregend sein können. Friedrich Schleiermacher hat mit Blick auf Bildung und Erziehung gesagt, Dreh- und Angelpunkt sei das Interesse der Generationen aneinander. Nichts ist so wenig förderlich für Bildung und Wissenschaft wie das Desinteresse der Alten an den Jungen und der Jungen an den Alten. Der *esprit* einer Universität hat letztlich auch damit zu tun, ob es gelingt, einen Dialog zu wagen, in dem das Interesse der Generationen füreinander erfahrbar wird. Das bringt Bildung, das bringt Wissenschaft voran.

Nichts wäre falscher als jetzt zu sagen, in Deutschland gibt es drei „anständige“ Universitäten und an ihnen sollte man versuchen zu studieren. Nein, Sie studieren mit ihrer Wahl für die Humboldt-Universität an einer traditionsreichen, großen und angesehenen Universität. Ihr Präsidenten hat kürzlich fünf Grundsätze zur Übersetzung von Grundprinzipien der Ursprungsidee in das 21. Jahrhundert genannt. Eine dieser

Übersetzungen war ja auch die Graduiertenschule „Mind and Brain“, die im Rahmen der Exzellenzinitiative eingereicht wurde und die ja auch erfolgreich war.

Die Einheit von Forschung und Lehre, das Grundprinzip, das bei der Gründung der Humboldt-Universität maßgeblich war, ist nicht aus einem anderen Jahrhundert. Es ist in hohem Maße geeignet, in das 21. Jahrhundert übersetzt zu werden. Wir dürfen Studierende nicht begreifen als Hindernis für die Forschung. Wir müssen sie begreifen als das Lebenselixier der Universität. Dafür brauchen wir einen Hochschulpakt, in dem sich Bund und Länder für eine verlässliche Entwicklung bis zum Jahr 2020 entscheiden und das für die Zeit bis 2010 konkretisieren. Mehr Studierende in Deutschland sind eine Chance und diese Chance muss unser Land nutzen. Spätestens in fünf oder sechs Jahren gehen aus demografischen Gründen die Zahlen unserer Fachkräfte stark zurück. Ich bin davon überzeugt, dass hinter jedem Studierenden ein Talent steckt, das für unsere Gesellschaft wichtig ist.

Wir brauchen die öffentliche Präsenz der Universität nicht einfach als Institution, sondern als Kollegium, als Gemeinschaft derer, die auch ein Gewissen für das Ganze entwickeln, die interessiert sind daran, die ihre Kompetenz und ihren Sachverstand zur Verfügung stellen, damit sich diese Gesellschaft und das, was damit an konkreten Entwicklungen verbunden ist, gut weiterentwickeln können. Politik braucht Wissenschaft mehr als wir denken. Politik muss sich mit wissenschaftlichen Erkenntnissen mehr beschäftigen als je zuvor. Es reicht nicht, von einer wissensbasierten Gesellschaft zu sprechen. Es muss uns gelingen, in den großen Entwicklungsfragen auch stärker eine wissensbasierte Politik zu werden.

Deshalb wünsche ich mir einen intensiven Dialog zwischen Politik, Wissenschaft und Hochschulen, die in ihrer Stadt, ihrer Region und für unsere Gesellschaft eine wichtige Quelle von Erkenntnis und besonders für öffentliches Handeln werden.

IV.

Vieles von dem, was wir jetzt tun, hat zu tun mit dem Faktor Zeit. Dazu gehört die Hightech-Strategie, die einen zügigeren Technologietransfer und ein besseres Zusammenwirken von Wissenschaft und Wirtschaft zum Ziel hat. Wir haben hier in Berlin gute Beispiele für Zentren, in denen strategische Partnerschaften entstanden sind. Ich bin sehr zuversichtlich, dass diese Hightech-Strategie der Ausgangspunkt für eine neue Technologiepolitik in Deutschland ist.

Neben den großen Gruppen, neben den Exzellenzclustern also, brauchen wir auch für jene, die in anderen Arbeitsstrukturen wirken, mehr Zeit. Deshalb brauchen wir zum Beispiel auch

geisteswissenschaftliche Forschungskollegs. Dabei darf nicht der Eindruck entstehen, es gäbe zeitgemäße Arbeitsformen und unzeitgemäße.

Mit dem Faktor Zeit hat auch zu tun, dass es uns immer noch nicht optimal gelingt, jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu einem in ihrer Biografie geeigneten Zeitpunkt, selbständige wissenschaftliche Arbeit zu ermöglichen. Die Freiheit zu selbständiger Arbeit kommt oft zu spät. Hier müssen wir besser werden.

Besser müssen wir auch werden, wenn es darum geht, dass ein Wissenschaftler mit 65 Jahren pensioniert werden muss. Bei einer durchschnittlichen Lebenserwartung von 80 Jahren ist das nicht mehr zeitgemäß. Wer mit 65 pensioniert wird, muss die Möglichkeit haben, weiter forschen zu können. Wir brauchen Seniorprofessuren in Deutschland, damit sich Professoren nach der so genannten aktiven Zeit zum Beispiel allein auf Forschung konzentrieren können. Hier sind neue Akzente wichtig. Auch sie haben mit einer besseren Nutzung von Zeit zu tun.

V.

Mit dem vergangenen Freitag und der Bekanntgabe der Ergebnisse der Exzellenzinitiative wurde eine Wende in der Wissenschaftspolitik in Deutschland eingeleitet. Zu dieser Wende stehe ich ausdrücklich.

Einziges Kriterium für Exzellenz muss wissenschaftliche Exzellenz sein. Nicht regionale Gesichtspunkte, nicht die Frage ob die Entscheidung diesem oder jenem gut ins Konzept passt, nicht die Frage nach der Enttäuschungsresistenz in dieser oder jener Hochschule oder bei der jeweiligen Landesregierung. Nein. Neues Kapitel in der Wissenschaftspolitik heißt: Allein Wissenschaftliche Exzellenz steht im Zentrum des Zusammenspiels zwischen der Souveränität der Wissenschaft und der Souveränität der Politik und der Bereitschaft beider, sich gemeinsam diesem Kriterium der wissenschaftlichen Exzellenz zu stellen.

Ich bin davon überzeugt, das Ergebnis des vergangenen Freitags ist ein hervorragender Beginn. Die zweite Runde steht in einem Jahr an. Ich werde mich dafür einsetzen, dass dieser Prozess verstetigt wird. Ein Exzellenzwettbewerb wird zu einem sehr geeigneten Instrument künftiger Steuerung des Wissenschaftssystems werden können. Ein Instrument, mit dem wir dem gerecht werden, was schon die Philosophie bei der Begründung der Deutschen Forschungsgemeinschaft war, nämlich die Unabhängigkeit der Wissenschaften. Unabhängigkeit hat etwas mit Freiheit zu tun, und meint nicht die Politisierung von Wissenschaft oder die politische Vereinnahmung. Weit über die ausgezeichneten Universitäten hinausgehend wird sich in der deutschen Wissenschaftslandschaft eine

Dynamik entwickeln, die es so noch nicht gegeben hat. Eine Dynamik die an vielen Stellen zeigen wird, wie exzellente Entwicklungen in den nächsten Jahren möglich werden.

Als nächsten Schritt wünsche ich mir, dass, wenn man etwa München und Karlsruhe mit Harvard und Stanford vergleicht, auch die Struktur der dortigen Haushalte in den Blick genommen wird, die bekanntlich nicht allein öffentliche Haushalte sind. In Deutschland sind jetzt die Unternehmen am Zug. Denn die Differenz zwischen dem, was den öffentlicher Haushalt von Universitäten in Deutschland und den Haushalt von Harvard oder Stanford ausmacht, ist die Leidenschaft, ist die Investition der Wirtschaft für Wissenschaft und Forschung. Diese Leidenschaft zu wecken, wird unsere Aufgabe in den nächsten Jahren sein.

Es geht um die Übertragung der Begeisterung für Wissenschaft und Forschung aus der Universität hinaus zu den Meinungsführern der Wirtschaft. Wir müssen diese Begeisterung, die wir für Wissenschaft und Forschung haben, auf andere übertragen. Dann wird deutlich, dass Universitäten nicht nur Universitäten sind, die man Ministern oder Städten zuordnet. Es sind die Universitäten unserer Gesellschaft. Alle die sich zu den Meinungsführern und Eliten dieser Gesellschaft zählen, sollten begeistert sein und überlegen, was sie tun können, damit die Haushalte besser werden als sie heute sind. In keinem Land der Erde tut das alleine der Staat. Auch in Deutschland wird es der Staat alleine nicht können.

VI.

Liebe Studierende, die sie jetzt beginnen oder im ersten Jahr Ihres Studiums sind, ich wünsche Ihnen neben den persönlichen Erfahrungen, von denen ich gesprochen habe, dass Sie im Laufe ihres Studiums erleben mögen, dass wir, die Generation vor Ihnen, nicht nachlassen an Begeisterung für Wissenschaft und Forschung. Dass wir im öffentlichen Leben nicht nachlassen, gute Entwicklungen, die begonnen haben, konsequent fortzusetzen, weil wir davon überzeugt sind, dass nichts für eine Gesellschaft so wichtig ist, wie ein sensibler Blick auf Talente, nichts so wichtig ist, wie Sorge dafür zu tragen, dass ein Land sich zu einer Talentschmiede entwickelt. Ich freue mich für Sie, dass Sie ihr Studium beginnen. Ich wünsche Ihnen alles Gute und an dieser traditionsreichen, wichtigen großen Humboldt-Universität in Berlin viel Erfolg.